

## XVI. Häusliche Sorgen

Über „Heinrich Heine und die Frauen“ ist viel geschrieben worden; es mag auch sein, daß der Dichter in dem landläufigen Sinne des Wortes viel geliebt, es mag sein, daß er viele Frauen besessen hat, aber Herzen hat er nicht erobert. Die Frau spielt in seinem Leben eine sehr geringe, die Sinnlichkeit eine um so größere Rolle. Das Weib war ihm in der Hauptsache Genußmittel:

Die Seele könnt ihr behalten,  
hab' selber Seele genug.

Wir wissen, daß er seine beiden Cousinen geliebt hat, und wir haben in dem Fall der älteren keinen, im Fall der jüngeren geringen Grund, an der Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit seines Gefühles zu zweifeln. Rahel gewann einen großen Einfluß über Heine und in Paris ist nochmals eine geistig hochstehende Frau in sein Leben getreten, die Prinzessin Christine von Belgiojoso. Sie war eine Italienerin, eine glühende Patriotin, die die Heimat verlassen hatte, um für die Befreiung ihres Vaterlandes zu wirken. Sie führte in Paris und auf einer Besitzung nahe der Stadt ein gastfreies, reiches Haus, in dem Männer von Geist, Gelehrte, Politiker, Künstler, besonders aber politische Flüchtlinge stets gern gesehen waren. Heine wurde von seinen französischen Freunden eingeführt. Er fühlte sich in dem Kreise sehr wohl, besonders war er entzückt von der schönen Wirtin, „dem vollkommensten Wesen, das er je auf Erden gefunden“. „Jetzt weiß ich,“ erklärte er ihr, „daß das Ideal kein leerer Wahn ist, sondern daß die Wirklichkeit unseren höchsten Träumen entspricht.“ Er selbst schrieb zwar an Laube, daß er nicht in die Prinzessin, dieses „schönste und geistreichste Weib“, verliebt sei, aber trotzdem scheint er zeitweilig gehofft zu haben, daß sie ihm mehr als eine Freundin werden könne. Das Glück war ihm nicht vergönnt, er war, wie er selber schreibt, „verdammte, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben“.

Paris bot dem Dichter eine Fülle von „Amouren“. Sie unter-

schieden sich von denen in Berlin oder Hamburg zwar nur dadurch, daß die Damen französisch sprachen, sich eleganter kleideten und die zum Beruf oder zur Gewohnheit gewordene Liebe mit etwas mehr Grazie und Liebenswürdigkeiten umkleideten, aber für Heine besaß diese Welt, in der man sich angeblich nicht langweilt, einen unwiderstehlichen Reiz. Diese Damen boten ihm alles, was er brauchte, neue Eindrücke, Abwechslung, Befriedigung seiner Sinne und eine angenehme Überraschung, wenn die einmalige Beziehung eine Erneuerung oder Fortsetzung verdiente. Sie genügten auch, um seine poetische Stimmung zu erregen, und vielleicht ist gerade das der psychologische Grund, daß Heine sich daran gewöhnte, nicht mehr vom Weibe zu erwarten.

Eine dieser Zufallsbekanntschaften war Mathilde, seine nachmalige Frau, mit ihrem richtigen Namen Crescence Eugenie Mirat. Als Heine sie 1834 kennen lernte, zählte sie neunzehn Jahre. Sie stammte aus der Ortschaft Vinot im Departement Seine-et-Marne und war ein uneheliches Kind. Es hieß, daß der Vater ein vornehmer Mann war, aber nach den Grundsätzen des französischen Gesetzbuches besaß weder die Mutter noch die Tochter einen Anspruch gegen ihn, und er selbst dachte nicht daran, freiwillig etwas für die Erziehung der Kleinen zu tun. Sie wuchs ohne jeden Unterricht auf, und als sie mit fünfzehn Jahren sich nicht mehr mit der Mutter vertragen konnte und nach Paris davonlief, war sie weder imstande, fließend zu schreiben noch zu lesen. In der Hauptstadt trat sie in das Schuhgeschäft einer Tante als Verkäuferin ein, und dort, in dem unbedeutenden Lädchen, lernte Heine sie kennen. Sie war nach seinen eignen Worten die „echte Pariser Grisette, rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich“.

Das sind gewiß Vorzüge, und nach den Schilderungen objektiver Zeugen kann als sicher gelten, daß Mathilde ein schönes, regelmäßiges Gesicht, allerdings ohne tieferen Ausdruck besaß, prachtvolle Zähne, üppiges braunes Haar und eine glänzende, allerdings zur Fülle neigende Figur. Sie war zweifellos körperlich rein, als Heine sie kennen lernte, aber sie war auch in der Pariser Um-

gebung seelisch nicht unschuldig geblieben, sie kannte die Entbehrungen der Tugend und die Freuden des Lasters, und es entsprach ihrer Anlage, die ersteren nicht zu wählen. Sie wollte ihre Jugend genießen und hätte nach dem normalen Verlauf der Dinge eine oder mehrere Liebschaften durchgemacht und sich dabei vielleicht wie unzählige Mädchen ihres Standes eine Aussteuer erworben, um später einen „homme de son pays“ zu heiraten, dem sie eine ehrbare und tüchtige Hausfrau geworden wäre. Sie hätte geschneuert, gewaschen, gekocht, so gut oder schlecht sie es verstand. Ihr Unglück war, daß sie in Verhältnisse kam, wo sie weder zu scheuern, zu waschen und zu kochen brauchte, und infolgedessen tat sie gar nichts. Sie schaffte sich einen Papagei an, kaufte sich Kleider und probierte Hüte. Geld war zwar nie da, aber ihr Mann brauchte sich ja nur an den Schreibtisch zu setzen und die leere Kasse füllte sich.

Für die Tätigkeit des Dichters besaß Mathilde nicht das geringste Verständnis. Dabei war sie nicht dumm, aber völlig bildungsunfähig. Seine hat mehrfach den Versuch gemacht, ihr die Anfangsgründe des Wissens beibringen zu lassen, er hat die Vierundzwanzigjährige nochmals in eine Pension geschickt, aber das einzige, was sie dort begriff, war Tanzen. Mathilde hat in ihrem Leben nichts gelernt und kaum ein Buch gelesen, trotzdem wußte sie zu plaudern, wie eben eine Pariser Grisette plaudert, d. h. sie schwatzte und lachte drauflos, natürlich und frisch wie ein Kind. Diese Munterkeit bestach, bis die Leute die Leerheit wahrten, die sich dahinter verbarg. Selbstverständlich war sie fromm, so fromm wie die Frauen in den ländlichen Kreisen Frankreichs noch heute sind. Sie hatte das Zimmer voll Heiligenbilder und ging täglich in ihrem besten Staat zur Messe. Doch diese Frömmigkeit verbot ihr nicht, ein Verhältnis mit einem Manne einer anderen Konfession einzugehen. Sie beichtete ihre Sünde, und damit war sie vergeben.

Es war nicht die Leidenschaft, die das junge Mädchen in die Arme eines Mannes trieb, sie war, wie der Dichter selber bezeugt, weder leidenschaftlich noch sinnlich, sondern sie schaffte sich einen Liebhaber an, weil die andern Ladenmädchen einen hatten, und sie

blieb dem einen und ersten treu, weil er sie gut behandelte, für sie sorgte und vielleicht auch, weil es ihr schmeichelte, die Frau eines berühmten Mannes zu sein, so wenig sie von dessen Ruhme begriff. Es kann als sicher gelten, daß niemand außer ihrem Gatten Mathilde berührt hat, weder zu dessen Lebzeiten noch in ihrer Wittwenschaft. Alle Skandalgeschichten, die über sie verbreitet wurden, dürften den Tatsachen nicht entsprechen. Sie hatte kein Bedürfnis nach einem Mann, sie brauchte wohl ein gewisses Maß von Zärtlichkeit, aber im Innersten war sie eine kalte, egoistische Natur, wie man sie unter den bäurischen Frauen, zumal unter den französischen häufig findet. Sie war weder gut noch schlecht, aber völlig entwicklungsunfähig, teils aus Mangel an Begabung, teils aus Indolenz. Sie gefiel sich selber ungemein, und die Liebe des Dichters überzeugte sie, daß sie andren auch gefiel. Wozu also etwas lernen? Wohl gar die entseßliche deutsche Sprache? Wozu sich ändern? Wenn sie dem Manne nicht zusagte, so konnte er ja weggehn. Aber er ging nicht weg, und damit war für das Spazengehirn alles in schönster Ordnung.

Auf Heine machte sie einen gewaltigen Eindruck. Er „saß sofort bis an den Hals in der Liebesgeschichte“, und nachdem sie ein halbes Jahr gedauert hatte, schrieb er dem befreundeten Lewald: „Seit Oktober hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke . . . Die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wütendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht imstande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.“

Heine, der es liebte, sich als den blasierten Weltmann aufzuspielen, war überrascht, aber auch entsetzt, daß er noch einer solchen Leidenschaft fähig war, daß er noch so viel Jugend besaß. Aber als ein Glück empfand der gereifte Mann den Raub der Sinne nicht. Er

litt unter Mathildens „wahn sinniger Leichtfertigkeit“, die den Preis ihrer Tugend genießen und die geistlosesten Zerstreuungen von Paris auskosten wollte. Es kam zu einem Bruch, und der Dichter nahm eine Einladung der Fürstin Belgiojoso auf ihr Schloß Fonchère bei Saint-Germain an. Sie erfolgte in der Absicht, ihn aus den Armen Mathildens zu retten. „Die Landluft, ein Rasenplatz zum Hin Strecken, ein Baum, der über Ihrem Haupte rauscht, werden Ihnen vielleicht gut tun.“ Seine selbst fühlte, daß er in dieser edleren Gesellschaft genas. „Ich glaube,“ schrieb er, „mein Geist ist von aller Schlacke gereinigt, meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer . . . Vor allem Unklaren und Unedeln, vor allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.“ Die Gegenwart des „schönsten, edelsten und geistreichsten Weibes“ verdrängte das trübe Bild des Pariser Ladenmädchens. Aber kaum hatte der Dichter ihr gastliches Haus verlassen, um in dem Seebade Boulogne einige stille Wochen zu verleben, so fühlte er, daß er doch verdammt sei, nur das „Niedrigste und Törichtste zu lieben“. „Begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?“ klagte er Laube. Tannhäuser verfiel wieder der Frau Venus, es war umsonst, daß er sich aus ihren Armen ermannet hatte. Es ist sein eignes Schicksal, das er in dem Gedicht dargestellt hat:

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,  
des Nachts mein Leben erwachet,  
dann träum' ich von meiner schönen Frau,  
sie sitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,  
und mit so weißen Zähnen!  
Wenn ich an dieses Lachen denk',  
so weine ich plötzlich Tränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,  
nichts kann die Liebe hemmen!  
Das ist wie ein wilder Wasserfall,  
du kannst seine Fluten nicht dämmen!“ (I, 247.)

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Paris nahm er das Ver-

hältniß wieder auf. Im nächsten Jahr machte er noch einen Versuch, sich von Mathilde zu trennen. Er wollte auf längere Zeit nach Italien reisen und sich dort mit Liszt treffen. Er fuhr auch über Aix und Avignon nach Marseille und hatte sich schon nach Neapel eingeschifft. Ein Unfall im Hafen verhinderte die Abfahrt und der Dichter betrachtete dies als ein böses Vorzeichen, vielleicht benutzte er es auch als selbstbetrügerischen Vorwand, um über Lyon nach Hause zu fahren.

„Tannhäuser, unglücksel'ger Mann,  
der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,  
er ist der Schlimmste von allen;  
erretten kann ich dich nimmermehr  
aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt  
des Fleisches Lust bezahlen,  
du bist verworfen, du bist verdammt  
zu ewigen Höllequalen.“

Seit dieser Zeit lebte er zunächst in freier Ehe mit Mathilde zusammen. Er dachte wohl an eine dauernde, aber nicht lebenslängliche Gemeinschaft, er wußte nicht, ob sie bei ihm ausharren und ob er es bei ihr aushalten würde. Er hielt sich deshalb das „trübe Ende“ stets vor Augen, um nicht von dem dunkeln Augenblick bezwungen zu werden. Aber trotz zahlreicher Differenzen kam es nicht zum Bruch, im Gegenteil, am Vorabend des Duells mit Strauß ließ Heine seine Ehe durch den katholischen Priester einsegnen unter der Verpflichtung, etwaige Kinder im römischen Glauben zu erziehen. Er wußte, daß er auf Nachkommenschaft nicht zu rechnen hatte, aber er wußte damals auch, daß er und Mathilde bis an ihr Ende zusammenbleiben würden. In ihrer Stellung machte die Legitimierung der Verbindung keinen Unterschied. Sie war schon vorher stets als Madame Heine aufgetreten, und der Dichter machte eifersüchtig darüber, daß sie wie seine Frau behandelt wurde. In Wirklichkeit blieb sie, ob mit oder ohne kirchlichen Segen, immer seine Geliebte. Ihr Zusammenleben wird

meist nach den Angaben Meißners und Laubes viel zu günstig beurteilt, während die Schilderung A. Weils, der doch einen besseren Einblick in den Haushalt hatte, zumeist als Klatsch beiseite geschoben wird. Was er erzählt, mag Klatsch und Schmutz sein, aber das beweist nicht, daß der Schmutz nicht der Wahrheit entspräche.

Mathilde beherrschte ihren Mann durch ihren Körper. Sie war eine kalte, unsinnliche, er eine heiße, sinnliche Natur. Darauf beruhte ihre Überlegenheit, sie blieb trotz des langjährigen Zusammenlebens der gewährende, er der verlangende Teil. Diese Rollenverteilung beruhte nicht auf ihrer Koketterie. Das Pariser Ladenmädchen war keine Kleopatra, die einen Antonius durch ihre Unwiderstehlichkeit zu Fall brachte, sondern es war durch die Natur gegeben, durch das rein animalische Verhältnis der Geschlechter. Nicht durch Mathildens Schuld, aber doch durch Mathilde ist Heine gesunken. Für einen Mann, der „stolz und sehr geistreich“ war, muß es ein furchtbares Gefühl gewesen sein, zunächst in den Augenblicken heißer Sinnelust, allmählich aber dauernd zu einem Weib wie Mathilde herabzusinken. Wir ahnen etwas von der Größe seiner Leiden, wenn er später dem Bruder Max schreibt: „Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Dual und Seligkeit in entsetzlicher Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte.“ Heine rang mit diesem schönen Körper. In dem Augenblick der höchsten Lust glaubte er, ihm eine Seele einzuhauchen, in ruhigen Stunden lief die Frau neben ihm her, eine Grifette ohne Geist und Empfindung. Ihre kindlichen Späße und ihr munteres Geplauder mochten ihn eine Zeitlang unterhalten; auf die Dauer gingen sie ihm auf die Nerven wie das Kreischchen ihres Papageis, den er einmal in einer Aufwallung des Unmutes erwürgte. Freilich um am nächsten Tag einen neuen zu kaufen. Das Zusammenleben mit einer Frau, die ihm nichts als ihren Körper zu bieten hatte, war ihm in klaren Augenblicken unleidlich. Ihre zeitweilige Abwesenheit, obgleich sie durch Krankheit verursacht war, betrachtete er als ein freudiges

Ereignis. Als er sie 1838 für längere Zeit in eine Heilanstalt bringen mußte, schrieb er triumphierend an Detmold, daß er diesen Winter, „den ganzen Karneval!“ seine volle Freiheit habe. Er wiederholt es sogar auf französisch: „Je jouis de ma pleine liberté et j'en abuse même“. Heine hatte keinen hohen Begriff von dem Wesen der Ehe, und es ist eine üble Prahlerei, wenn er gegen Campe mit seiner freien Verbindung renommierte, unter „Weib“ verstehe er etwas Edleres als „eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau“.

In den ersten Jahren war die Ehe sehr stürmisch, später wurde sie ruhiger, die beiden paßten sich einander an. Der Dichter hatte den Eindruck, daß Mathilde besser und vernünftiger werde. In Wirklichkeit sank er zu ihr hinab. Er gewöhnte sich an sie, er gewöhnte sich an dies Leben mit einer Frau ohne Geist und er stumpfte gegen das unsagbar Mäglige seiner Lage ab. Er glaubte wirklich, daß zwischen ihm und Mathilde eine vortreffliche Ehe bestehe. Jedes Wort zu ihrem Lob ist ein Beweis für sein Sinken. Er verlor völlig das Urteil, und es kam so weit, daß aus dem Niedrigsten und Törichtsten innerhalb sechs Jahren ein „höchst reines und edles Wesen“ wurde. Allerdings darf man nicht annehmen, daß Heine selbst daran glaubte. Sich selbst konnte er mit solchen Anpreisungen nicht überzeugen, aber die Welt wollte er überzeugen. Es ging ihm mit Mathilde ähnlich, wie es ihm mit Frankreich ergangen war. Er mußte sie loben, um nicht den Menschen und noch mehr um nicht sich selber einzugestehn, daß er eine unheilvolle Torheit begangen, daß er sich selber weggeworfen habe. Man hat Heines Ehe oft mit der Goethes verglichen. Sie ähneln sich in den äußern Umständen, aber Goethe zog sofort einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und Christiane, Heine sank zu Mathilde hinab.

Die Frau kannte die Macht, die sie über den Dichter besaß, und instinktiv wählte sie das beste Mittel, um sie zu befestigen, sie quälte ihn durch ihre Launen. Sie gab ihm keinen Anlaß zur Eifersucht, aber sie hielt ihn beständig in Eifersucht. Wenn sie ihn

in Ruhe ließ, konnte er es sich nur in der Weise erklären, daß sie ein schlechtes Gewissen habe, daß sie ihn betrogen habe oder betriegen wolle. Seine Eifersucht ging so weit, daß er, der blasierte Lebemann, einen Studenten, der Mathilden Blicke zuwarf, im Restaurant ohrfeigte. Eine Forderung war die Folge, die aber durch eine Erklärung des Dichters auf dem Kampfplatze unblutig erledigt wurde. In allen Briefen ermahnt er seine Frau zur Treue, er bittet sie, wenn er verreist ist, sich nicht zu viel außer dem Hause zu zeigen, denn er fürchtet stets, daß sein „armes Lamm“ von den Pariser Wölfen zerrissen werde oder sich zerreißen lasse. Die Angst verfolgte ihn bis in die Matratzengruft. Selbst auf dem Krankenlager zittert er noch, wenn Mathilde über Gebühr ausbleibt. Heine konnte sich gerade in dieser Beziehung auf seine Frau verlassen. Aber wie sollte er zu einem Wesen Vertrauen haben, das gleich einem Kinde kein Verantwortlichkeitsgefühl besaß und sich von jeder Laune bis zur sinnlosen Wut hinweisen ließ?

Den Haushalt konnte sie nicht führen. Sie vergeudete viel Geld und nichts war in Ordnung. Ihre Freundin Pauline mußte die Wirtschaft übernehmen. Das war zwar eine neue Belastung der kaum ausreichenden Einnahmen, aber es wurden wenigstens erträgliche Zustände herbeigeführt. Mathilde hatte nun noch mehr Zeit, um sich zu putzen. Ihr Mann war viel zu schwach, um ihr den kostspieligen Luxus zu versagen. Eine Unmenge Geld wurde für Kleider und Hüte hinausgeworfen. Heine besaß damals gute Einnahmen, 4000 Franken bezog er von der französischen Regierung, 4800 betrug die von dem Onkel bewilligte Pension, die selbst in den Zeiten schwerer Zerwürfnisse pünktlich ausgezahlt wurde, und etwa ebensoviel dürften die Honorare des Dichters im Jahresdurchschnitt erbracht haben. Mit 16000 Franken konnten zwei Menschen damals in Paris gut auskommen, wenn sie bescheiden auftraten. Aber daran fehlte es. Heine lebte gern gut, besonders außer dem Hause, eine Erholungsreise war für ihn eine Notwendigkeit, aber die sechs bis acht Wochen, die er alljährlich meist in einem Seebade verbrachte, kosteten Geld. Er hatte auch eine freigebige Hand,

ließ sich von Fremden leicht anpumpen oder sogar bereden, für sie eine Bürgschaft zu übernehmen. Er war schon als einzelner nie auf einen grünen Zweig gekommen, wie sollte es zu zweien werden? Dies Dichterleben ist eine Kette von Geldverlegenheiten, die nicht abreißen. Auf der einen Seite Campe, dem er jeden Pfennig abtrogen muß, auf der andern Mathilde, die immer neue Wünsche hat, und zwischen diesen beiden Mühlsteinen der Dichter, der von ihnen zermürbt wird.

Der beständige Geldbedarf wirkte natürlich auf sein Schaffen ein. Er versetzte ihn in eine gereizte, verbitterte Stimmung. Viele der Heineschen Gehässigkeiten sind auf Rechnung dieser ewigen Misère zu setzen. Ein Mann, der sich bei jedem Werk überlegen muß, wieviel verdiene ich damit? kann nicht frei, kann nicht harmonisch arbeiten. Er ist gezwungen, seine Schriften aus der Hand zu geben, ehe sie fertig, d. h. innerlich ausgereift sind. Er muß Sachen verkaufen, die er noch gar nicht geschrieben hat, oder muß sie schreiben, weil das Honorar schon aufgezehrt ist. Dieses Schriftstellerelend hat Heine bis zur Hefe ausgekostet. Manches seiner Werke wäre anders ausgefallen oder vielleicht sogar ungeschrieben geblieben ohne den Druck der ewigen Geldnot. Aber wenn Mathildens Bedürfnisse ihn zur Arbeit zwangen, so ward sie ihm durch ihre Gegenwart erschwert, ja verleidet. Er klagt jetzt über einen Druck, der auf seiner Seele lastet, er sucht vergebens eine große geistige Müdigkeit abzuschütteln, die ihn am Schaffen hindert. Seine Häuslichkeit, das unausgesetzte Beisammensein mit zwei schwatzenden Weibern und einem kreischenden Papagei mußte lähmend auf seine Arbeit wirken. Der Umgang untergrub auch sein sittliches Empfinden. Er war erstaunt, daß seine Pariser Gedichte Anstoß erregten. Er verstand es nicht. Auch die häßlichen Beschuldigungen, die er auf Grund unlauterer Gerüchte gegen Frau Wohl erhob, wären sicher unterblieben, wenn er statt Mathildens eine Frau zur Seite gehabt hätte, deren seelisches Empfinden ihm einen Maßstab für die Ungeheuerlichkeit der Beleidigung geboten hätte. Nichts ist für den Heine dieser Zeit so charakteristisch als

die Leichtigkeit oder Leichtfertigkeit, mit der er die Ehre eines andern verletzt und die Kränkung wieder zurüchnimmt. Das geschah nicht nur im Falle Wohl-Strauß, sondern auch in dem des beschränktehrlichen Benedey und vielen andern. Er denkt sich dabei kaum etwas Böses, er beteuert jedesmal seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit; es fehlt ihm eben die Empfindung für die Ehre seiner Mitmenschen. Er schimpfte und widerrief und meinte, daß damit alles in bester Ordnung sei. Es fehlt ihm auch die Achtung vor dem eignen ausgesprochenen Wort. Was er schreibt, ist ihm nichts Heiliges. Er kann es ja morgen wieder umstoßen, kann es wieder zurücknehmen. Es ist nicht der Ausdruck seiner Überzeugung, sondern er hat es geschrieben, weil seine Kasse einmal wieder einer Auffrischung bedarf. Unter dieser Halbheit leidet aber seine Produktionskraft. Die Feder fliegt ihm nicht mehr so gewandt über das Papier. Er muß sich nach neuen Hilfsquellen umsehen, um den Geldbedarf der verschwenderischen Frau zu befriedigen.

Er besaß einen Namen, der sich verwerten ließ, und darauf baute er seine Pläne. Er wollte eine deutsche Zeitung in Paris gründen, teils um „viel Geld zu gewinnen“, teils um „eine formidable Bastion aufzurichten, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann“. Der erste Gesichtspunkt überwog, denn schon in der vorbereitenden Korrespondenz erklärte sich Heine zu so großen Zugeständnissen bereit, daß seine Bastion nicht sehr formidabel ausfallen konnte. Ein Bekannter stellte ihm für das Unternehmen 150000 Franken zur Verfügung, und ein anderer wollte den Anzeigeteil für 50000 Franken jährlich pachten. Mit diesen Beträgen ließ sich damals eine Zeitung größten Stiles betreiben, vorausgesetzt, daß sie unbehinderten Eingang in Deutschland hatte. Heine setzte alles in Bewegung, um die Erlaubnis für Preußen zu erlangen. Er erklärte nicht nur, daß er nie Republikaner gewesen sei, sondern leistete sich auch eine Absage an den Liberalismus und das konstitutionelle System. Er beteuerte, daß seine Sympathien in den Kölner Wirren, einem Vorspiel des Kulturkampfes, das über die Frage der Mischehen ausgebrochen war und zur Verhaftung

des Erzbischofs führte, ganz auf seiten Preußens seien, ja er stellte sogar sein Eintreten für das Berliner Kabinett in Aussicht. Der frühere preußische Gesandte in Paris, mit dem der Dichter seinerzeit eine persönliche Aussprache gehabt hatte, der Baron Werther, war jetzt Minister. Der feingebildete Mann wollte dem Verfasser des „Buch der Lieder“ wohl. Der unermüdlche Barnhagen, der zwischen beiden vermittelte, tat, was in seinen Kräften stand. Eine bestimmte Zusicherung Preußens war trotzdem nicht zu erhalten, obgleich Heine sehr deutlich zu verstehen gab, daß er zwar „nicht mehr versprechen dürfe, aber mehr erfüllen werde“. Das Zeitungsprojekt mußte aufgegeben werden. Auch andere literarische Projekte, von denen sich der Dichter gute Einnahmen versprach, scheiterten. Eine internationale Monatschrift „Paris-London“ kam so wenig zustande wie ein geplanter, reich illustrierter belletristischer Almanach.

Der Dichter war auf seine eigne Produktion angewiesen, und das war hart für ihn. Seine Gesundheit hatte sich zuerst in Paris sehr gebessert. Damals schrieb er dem Komponisten Hiller die übermütigen Worte: „Fragt Sie jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: wie ein Fisch im Wasser, oder vielmehr sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antwortet dieser: Ich befinde mich wie Heine in Paris.“ Aber diese guten Tage waren lange vorüber. Seit Mitte der dreißiger Jahre traten seine Kopfschmerzen wieder im verstärkten Maße auf, und auch sonst zeigten sich die Vorboten der verheerenden Krankheit, der er verfallen war. Zeitweilig war seine Hand gelähmt, so daß er nicht schreiben konnte, dann griff die Lähmung auf das Gesicht über, besonders auf die Augen, so daß seine Sehkraft schwer beeinträchtigt war. Es gelang zwar der Kunst seines trefflichen Arztes, des Dr. Sichel, das Leiden zu beheben. Aber die Kuren kosteten Geld, die Erholungsreisen noch mehr und diesen unvorhergesehenen Ausgaben hatte der Dichter nur eine Schuld von 20 000 Franken entgegenzustellen, die er angeblich infolge einer vertrauensselig übernommenen Bürgschaft zu zahlen hatte. Und konnte das Leiden nicht jeden Augenblick wieder auftreten und zur

Katastrophe führen? Mit Grauen dachte der Dichter daran, daß er arbeitsunfähig werden könne. In tiefer Sorge schrieb er seinem Bruder: „Ich werde wahrscheinlich die Zahl jener edelsten und größten Männer Deutschlands vermehren, die mit gebrochenem Herzen und zerrissenem Rock ins Grab steigen.“ Aber mehr als das eigne Schicksal ängstigte ihn das seiner Frau. Selbst in den Briefen an die Mutter, der er sonst jede Sorge verschwieg, konnte er diese Angst nicht unterdrücken. Was sollte im Fall seines Todes aus Mathilden bei ihrer Rat- und Hilfslosigkeit werden? Sie ist „unerfahren wie ein dreijähriges Kind“, heißt es in einem seiner Briefe.

Der Dichter mußte Geld schaffen, die Schulden drängten. Für 20000 Franken verkaufte er 1837 Campe das alleinige Recht, seine Schriften zu vertreiben, auf elf Jahre. Es war eine selbst für die damalige Zeit lächerlich geringe Summe, aber Heine mußte sie annehmen und konnte auf die besseren Angebote, die zwei Stuttgarter Firmen ihm für eine Gesamtausgabe seiner Werke machten, nicht eingehen, da das Verlagsrecht der meisten noch für Jahre in Campes Händen war. Unter diesen Umständen mußte er mit dem bescheidenen Betrag zufrieden sein. Er reichte gerade aus, um die Schulden zu decken. Aber Heine mußte sich weitere Einnahmequellen erschließen. Seine Produktion stockte, so suchte er unter alten Beständen, was sich noch verwerten ließ. Er hat in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre sehr wenig Neues geschrieben, aber desto mehr herausgegeben. Die beiden letzten Bände des „Salon“ wurden zum größten Teil mit altem Material gefüllt, mit Fragmenten, die der Dichter in besserer Zeit begann, aber jetzt nicht imstande war, zu vollenden. Die Novellistik machte ihm kein Vergnügen, aber da ihm die politische Schriftstellerei so erschwert wurde, warf er sich auf sie. Das „Buch der Lieder“ erschien damals in einer zweiten Auflage, aber es brachte dem Verfasser nur Ruhm, jedoch keinen Gewinn, da es seiner Zeit für fünfzig Louisdor endgültig in Campes Besitz übergegangen war. Der Dichter mußte sich auf Brotarbeiten stürzen, um Geld zu verdienen, wo er konnte. Für eine Stuttgarter Buchhandlung schrieb er eine Einleitung zu einer

Ausgabe des „Don Quixote“ (VII, 304). „Auf Kommando aus Geldnot“, wie er selber sagte. Er mußte es tun, denn das Angebot von 1000 Franken für die unbedeutende Arbeit, die er in zwei bis drei Tagen hinwerfen konnte, durfte er sich nicht entgehen lassen. Er selber hielt die Vorrede für „das Schlechteste, was er je geschrieben“. Man kann vielleicht milder urteilen, aber sicher ist, daß man nicht Heine zu sein brauchte, um diese allgemein gehaltenen Ausführungen, deren wertvollster Teil die wörtliche Wiedergabe eines Abschnittes aus dem „Buch Le Grand“ ist, zusammenzustellen.

Auch der Aufsatz „über Shakespeares Mädchen und Frauen“ (V, 365) wurde 1838 „auf Bestellung“, nur zum Zwecke des Gelderwerbes geschrieben. In England war ein großes Illustrationswerk unter Mitwirkung der ersten Maler erschienen, das die Bilder der Shakespeareschen Heldinnen enthielt; der Pariser Verleger Delloye veranstaltete davon zwei Ausgaben, die eine für das französische, die andre für das deutsche Publikum. Er bat Heine um ein Geleitwort und bot ihm das sehr anständige Honorar von 4000 Franken. Sehr umfangreich sollte dieser erläuternde Text nicht werden, und zum mindesten räumlich hat der Dichter seinen Auftrag weit überschritten; sachlich allerdings wird man ihm selber zugeben, daß diese Arbeit „kein Meisterstück“ ist, freilich „gut genug für den Zweck“, wie er sagte, da ja die Illustrationen die Hauptsache, der Text nur eine Beigabe bedeutete.

Heine erkannte richtig, daß Bilder sich selber erklären müssen, daß es nicht Aufgabe der einen Kunst sei, die andre in ihren Wirkungen zu unterstützen. Er sah darum von Erläuterungen ab und schlug, wenigstens bei den Komödien, den einzig richtigen Weg ein, daß er die für die betreffende Frauengestalt wichtigste Stelle des Stückes neben ihr Bild stellte. Zum Schluß drücken ja die Worte Shakespeares das, was er besagen will, am besten aus. Aber mit dieser Zurückhaltung war weder dem Verleger noch dem Kommentator selber gebient. Der eine wollte dem Publikum mehr „Heine“ bieten, der andre die Gelegenheit benutzen, um sich über politische und ästhetische Fragen auszusprechen. Bei den Tragödien fügte er jedem Bildnis mehr oder weniger allgemein

gehaltene Erörterungen bei, die mit der dargestellten Person meist nichts und mit dem jeweiligen Stück häufig sehr wenig zu tun haben. Virginia (Coriolan) gibt ihm Gelegenheit zu längeren Ausführungen über den Adel, bei Portia (Julius Cäsar) bespricht er das Verhältnis von Republik und Aristokratie, und Jessika im „Kaufmann von Venedig“ dient ihm zum Anlaß, sich über die Juden in einer Weise zu äußern, die mehr seiner Berliner Auffassung von 1824 als der damaligen entspricht. Er findet, daß eine geistige Verwandtschaft zwischen Juden und Germanen, den beiden Völkern der Bibel und der „reinen Geistheit“ bestehe. Heines Auffassung des Shakespeareschen Dramas ist bekannt. Shylock ist für ihn ein tragischer Held, dem das unerhörteste Unrecht geschieht, während die edeln Venezianer als Abenteurer und Glücksritter erscheinen. Rudolf v. Thering kritisierte das Stück in ähnlicher Weise und berief sich dabei auf den Geist des Rechtes. Auch Heine, der ehemalige Göttinger Jurist, sucht seine Rechtskenntnisse hervor und beweist an der Hand des Preussischen Landrechts, daß Shylock Unrecht geschieht. Der „Kaufmann“ erträgt keine juristische Kritik, sein Verfasser wollte keinen Rechtsfall behandeln, sondern er dichtete. Selbstverständlich wollte er, daß dem Juden recht übel mitgespielt wurde, aber es war ihm ganz gleichgültig, ob die Paragraphen des Landrechts oder des angeblichen Gesetzes von Venedig dabei beobachtet wurden. Shakespeares Absichten sind von Heine zweifellos völlig verkannt worden, aber nicht nur sie, sondern auch der Geist der Dichtung. Mit dem Schlußakt, in dem die durch Shylocks Auftreten gestörte Harmonie wiederhergestellt wird, weiß er nichts anzufangen. Für ihn hört das Stück mit dem Urteil Porzias und dem Zusammenbruch des Juden auf; er verfährt aber wenigstens folgerichtig und stellt den „Kaufmann“, der bei Shakespeare eine Komödie ist, unter die Tragödien. Die Ausführungen sind eine späte Anerkennung des großen Judenschmerzes, für den sich der Jüngling einst mit der ganzen Opferbereitschaft seiner fünfundzwanzig Jahre begeistert hatte. Es erscheint fraglich, ob sie damals überhaupt geschrieben oder nur aus einem ältern Manuskript übernommen wurden.

Wertvoller als die Bemerkungen zu den einzelnen Stücken sind die Einleitung und das Nachwort. Zwar was Heine über die historische Stellung Shakespeares und über seine Kunst sagt, geht, abgesehen von einigen Saint-Simonistischen Gedanken, nicht über das hinaus, was er in den damaligen Kommentaren fand oder in den Vorlesungen Schlegels gehört hatte. Bedeutsam dagegen sind seine Ausführungen über das Wesen des poetischen Schaffens im allgemeinen. Die Auffassung, die der Dichter von der Ausübung seiner Kunst hat, gibt dem Historiker den Schlüssel, wie er ihn selber aufzufassen hat. Unter Dichten versteht Heine ähnlich wie in den „Französischen Malern“ jenen „wunderbaren Prozeß der Weltergänzung“, der sich in der Seele des Künstlers vollzieht. „Wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinste Fragment eines Kreises gibt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desselben angeben kann: so auch der Dichter, wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstücks; er kennt gleichsam Zirkulatur und Zentrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfang und tiefsten Mittelpunkt.“ Der Dichter setzt das Zufällige mit dem Ewigen, das Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung, aber das geschieht nicht, indem er die Natur nachahmt, sondern indem er das Bild der Natur reproduziert, das seinem Geiste eingeboren ist. Die Erscheinungswelt selbst spielt für ihn eine untergeordnete Rolle; das äußere Ereignis — wie die heutige Theorie sagen würde: das Erlebnis — bedingt die „innere Offenbarung“ und gibt den Anstoß zu ihrer Entfaltung, aber es bildet nicht das Wesen des Kunstwerkes, noch weniger dessen Erklärung. Heine lehnt die Erlebnistheorie ab, die zwar damals noch nicht ihre heutige Ausprägung durch Dilthey empfangen hatte, sich aber aus der Auffassung der Romantiker von selber ergab. Er weist darauf hin, daß die Größe der äußeren Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen werden. „Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der

Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist". Das historische Werden des Kunstwerkes können wir allenfalls aus dem Lebensgange des Künstlers erläutern, das fertige Kunstwerk nicht. Der Glaube und mit ihm die ganze Erlebnisstheorie beruht auf dem noch heute unausrottbaren Irrtum der Romantiker, daß der Künstler über seinem Werke stehe. Das Verhältnis liegt in Wirklichkeit gerade umgekehrt. „Was er webt, das weiß kein Weber.“

Von Interesse ist noch, daß Heine Schlegels Shakespeare-Übersetzung nicht billigte, ja ihr die alte Prosaübertragung von Eschenburg vorzog. Er wiederholte damit eine ihm freilich kaum bekannte Ansicht Goethes. Die größten der Zeitgenossen hatten von Schlegels Leistung keine sehr hohe Meinung und betrachteten sie durchaus nicht als die für alle Zeit geltende Übertragung. Immerhin war sie ein wichtiger Schritt zur Gewinnung Shakespeares für Deutschland. Man wird Heines Gründen nicht beipflichten, aber man wird ihm recht geben, daß er Schlegels Text nicht wörtlich übernahm, sondern verbesserte, und in den meisten der zitierten Stellen recht glücklich verbesserte.

Unser Dichter war sein ganzes Leben lang ein begeisterter Verehrer Shakespeares, er rechnete ihn nach seiner saint-simonistischen Einteilung der Menschen zu den Hellenen und Sensualisten. Sonst aber teilte er die Anschauungen der deutschen Romantiker über den größten Dichter Englands, und wenn er in dem Nachwort die Stellung der Franzosen zu Shakespeare behandelt, so wiederholt er nur die Ausführungen des einst verehrten, jetzt so gehaßten Schlegel. Shakespeares Dramen müssen den Franzosen fremd bleiben, weil sie sie durch den Verstand zu begreifen suchen. Sie spielen aber in einer Höhe, zu der der Verstand den schwindelnden Pfad nicht erklimmen kann. Nicht der Kopf, sondern nur das Gemüt, nicht der Verstand, sondern nur die Phantasie, nicht der Rationalist, sondern nur der Romantiker kann sich in das Reich dieser Poesie erheben. Heines Verhältnis zu dem größten Dichter, und damit zu der Poesie überhaupt wurzelt tief in der Romantik.

Der kleine Aufsatz ist in seinen Teilen sehr ungleich. Der

Dichter besaß immer einen Vorrat von „Gedanken und Einfällen“, von denen viele noch aus dem Nachlaß (VII, 399 ff.) veröffentlicht sind. Offenbar stammen die allgemeinen Bemerkungen über Shakespeare und die Poesie aus diesen Beständen, während die Ausführungen über die einzelnen Stücke rasch hinzugefügt wurden, um die lästige, aber einträgliche Arbeit möglichst schnell zu vollenden.